

VARBURG INSTITUTE

FGM 120





F

G

M

120

26/
359 ✓

F
G
M
120

Arzneikunst und Alchemie

im siebzehnten Jahrhundert.

Von

Franz Eysenhardt
in Hamburg.

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A. G. (vormals J. F. Richter)

1890.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.



In einer Zeit der bis ins kleinste durchgeführten Arbeitstheilung in den Wissenschaften erregen so manche Männer der Vorzeit ein besonderes Interesse, welche das gesamte Gebiet wissenschaftlicher Erkenntniß, soweit es ihren Zeitgenossen eröffnet war, umfaßten und beherrschten. Noch merkwürdiger werden derartige Männer, wenn man erfährt, daß jene Polyhistorie nicht sowohl eigenem unbezähmbaren Wissensdrange entstammte, als vielmehr auf eine ererbte Lebensführung zurückging.

Thomas Bartholinus wurde als der zweite Sohn des berühmten Gelehrten Kaspar Bartholinus am 20. Oktober 1616 in Kopenhagen geboren. Sein Vater war Theologe, Philologe, Physiker, Anatom und Arzt, und lehrte diese Wissenschaften abwechselnd an verschiedenen Universitäten, bis er sich ganz auf die Theologie warf. Seine zahlreichen Schriften umfassen alle erwähnten Wissensgebiete.

Von seinen sechs Söhnen, die sämtlich Gelehrte waren, ist der bedeutendste Thomas Bartholinus. Nach langen Studien und Reisen im Auslande lebte er in Kopenhagen als einer der angesehensten Aerzte seiner Zeit. Er starb am 4. Dezember 1680 als Rektor der Akademie und königlicher Leibarzt.

Dieser Mann nun veröffentlichte im Jahre 1669 zwei von ihm an Francesco Guiseppe Borri gerichtete Briefe mit Borris Antwortschreiben, aus denen die hohe Achtung ersichtlich ist,

welche der dänische Arzt vor dem Mailänder Wundermann hegte, von dem man zwar weiß, daß er häufig genug als Arzt austrat, den man aber im allgemeinen nur als einen der vielen alchemistischen Schwindler ansieht, welche im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert in den Kreisen leichtgläubiger Thorheit ihre zahlreichen Opfer fanden. Auf den Inhalt der erwähnten Briefe gehen wir später ein.

Francesco Guiseppi Borri stammte aus einer angesehenen Mailänder Patrizierfamilie, welche in genealogischer Fabelerei, wie dergleichen in Italien häufig ist, ihren Ursprung auf Afranius Burrus, Senecas Freund und Neros Opfer, zurückführte. Sein Vater Branda Borri war ein berühmter Arzt. Guiseppe wurde am 4. Mai 1625 geboren und machte seine Studien im Jesuitenseminar in Rom.

Schon der Umstand, daß sein Vater Arzt war, mußte bestimmend auf den Sohn einwirken; die ärztliche Kunst hing aber damals so eng mit dem Streben nach alchemistischen Kenntnissen zusammen, daß man sich bei keinem Arzte wundern konnte, wenn von ihm bekannt wurde, daß er den Stein der Weisen suchte und Gold zu machen bestrebt war, während andererseits jedes chemische Experiment bei Nebelwollenden den Argwohn der Giftmischerei erweckte. Aus Borris Schulzeit wird berichtet, daß er sich die Anerkennung seiner Lehrer in hohem Grade erwarb, wenn auch sein unbändiges Wesen so weit ging, daß er eine Empörung anzettelte, infolge deren er sich mit seinen Mitschuldigen mehrere Tage einschloß, so daß die Polizei zu Hülfe gerufen werden mußte.

Nach Vollendung seiner Studien stürzte er sich in den Strudel der Vergnügungen und führte einen so zügellosen Lebenswandel, daß er sich infolge von — wahrscheinlich blutigen — Streitigkeiten im Jahre 1654 genöthigt sah, um seinen Verfolgern zu entgehen, in eine Kirche zu flüchten.

Die Hauptquelle für die Kenntniß seines Lebens ist ein im Jahre 1681, angeblich in Köln, in Wahrheit jedoch in Genf erschienenenes Buch, welches den seltsamen Titel führt: *La Chiave del Gabinetto* (der Sinn ist wohl Geheimschlüssel) *del Cavaliere G. F. Borri*, und zehn Briefe Borris enthält, die, soweit sie Rezepte und Aehnliches enthalten, möglicherweise gefälscht sind, was man jedoch nur mit Unrecht von der ganzen Briefsammlung behauptet hat. Angehängt ist diesem „Schlüssel“ eine sehr dürftige, aber wie es scheint, im ganzen zuverlässige Lebensbeschreibung. Beide Schriften behandeln Borri nur als Charlatan und Betrüger, und seine Biographie läßt den ursächlichen Zusammenhang seiner Lebensschicksale in den meisten Fällen vermissen.

Noch verschiedenes anderes Material hat Johann Christian Adelung im ersten Bande seiner Geschichte der menschlichen Narrheit benutzt, ohne jedoch den unleugbar bedeutenden Seiten in Borris Wesen gerechter zu werden, als der anonyme italienische Biograph. Das Wichtigste, was Adelung neu benutzte, ist ein lateinischer Brief des Lucas Holstenius über Borri und ein Kontumazurtheil der Römischen Inquisition gegen denselben, beides veröffentlicht von J. G. Schelhorn im fünften Bande seiner *Amoenitates litterariae*. Woher Schelhorn diese Dokumente erhalten hat, sagt er nicht.

Lucas Holstenius, einer der bedeutendsten Philologen seiner Zeit, ging aus Verdruß darüber, daß er ein Amt am Johanneum in Hamburg, seiner Vaterstadt, — angeblich das Konrektorat — nicht erhalten hatte, nach Paris, wo er zum Katholizismus übertrat, und dann nach Rom. Dort gehörte er zur Umgebung des Kardinals Francesco Barberini, erhielt eine Domherrnpründe an der Peterskirche, sowie die Stellung eines Kustoden der vatikanischen Bibliothek und starb im Jahre 1665. Der Kardinal ließ ihm in der Nationalkirche der

Deutschen, Santa Maria dell' Anima, ein schönes Denkmal sehen, welches man bequem in Augenschein nehmen kann, nachdem man Raphael's Sibyllen in der dicht dabei liegenden Kirche Santa Maria della Pace bewundert hat.

Es ist nicht ganz aufgeklärt, in welcher Weise Holstenius seine bedeutende Sammlung von Handschriften leghwillig zwischen seinem Patron und seiner Vaterstadt getheilt hat. Die Bereitwilligkeit des Kardinals, einen Theil derselben herauszugeben, legt die Annahme nahe, daß allerdings eine schriftliche Verfügung des Erblassers darüber bestand, und nicht etwa nur — wie auch behauptet worden ist — eine mündliche Aeußerung. Der Hamburger Senat erhielt demnach nach langen Weiterungen neunundzwanzig Handschriften für die Stadtbibliothek, wo sie noch heute aufbewahrt werden. Welcher Art aber auch die dem Kardinal auferlegte Verpflichtung gewesen sein mag, die Beschaffenheit der Handschriften erklärt seine Bereitwilligkeit auf das vollständigste. Es sind nämlich nur Abschriften, soweit man sieht, vatikanischen Handschriften, die also für einen in Rom Lebenden werthlos waren, während sie in einer Zeit, wie das siebzehnte Jahrhundert war, für eine nordische Stadt außerordentlich wichtig sein mußten. Damals war die Vaticana nicht nur formell, sondern in Wirklichkeit die Privatbibliothek des Papstes und der allgemeinen Benutzung so gut wie ganz entzogen; eine Reise nach Rom war ein denkwürdiges, schwieriges und kostbares Unternehmen, — heute ist die Vaticana Jedermann zugänglich, eine Reise nach Rom etwas ganz Alltägliches, und der Werth jener von Holstenius angefertigten Abschriften, wissenschaftlich gesprochen, gleich Null. Werthvolle Handschriften dürfte der Kardinal für sich behalten haben.

Nun enthält der achtzehnte Band der großen Brieffammlung des Freiherrn von Uffenbach, welche auf der Hamburger Stadtbibliothek aufbewahrt wird, zwei Briefe des Lucas Holstenius

an Johann Heinrich Böcler, Professor an der Universität Straßburg, sowie anderes Altenmaterial über Borri. Schelhorn hat den ersten der beiden Briefe veröffentlicht, den zweiten dagegen unbeachtet gelassen, vielleicht weil der zweite der Zeitfolge nach zuerst stehen müßte, da er aus Rom vom 21. Mai 1660 datirt ist.

In der Kirche, in welche sich Borri geflüchtet hatte, behauptete er seine Sünden zu bereuen, fing an gegen die in Rom herrschende Sittenverderbniß zu predigen und gab zu verstehen, er sei dazu bestimmt, die ganze Christenheit wieder unter der Herrschaft des Papstes zu vereinigen; und zwar behauptete er, er würde dazu in den Stand gesetzt werden, sobald er den Stein der Weisen gefunden habe. Als Vorbereitung hierzu trieb er seine alchemistischen Studien eifrig weiter und beschäftigte sich außerdem hauptsächlich mit Experimenten über die Wirkung verschiedener Gifte auf thierische Körper.

So lange Papst Innocenz X. lebte, hielt Borri, wie es scheint, seine Phantasie noch einigermaßen im Zaume. Als derselbe aber gestorben war, und die mit der Erledigung des päpstlichen Stuhles nothwendig verbundene Anarchie in der Stadt herrschte, verließ ihn die bisherige Vorsicht und er behauptete, die Engel offenbarten ihm alles, was im Konklave vorging. Als dann aus demselben Alexander VII. als Papst (1655) hervorging und die Römischen Gerichtshöfe ihre während der Sedisvakanz unterbrochene Thätigkeit wieder aufnahmen, widmete die Inquisition dem inspirirten Arzte und Alchemisten eine Aufmerksamkeit, deren Folgen er sich durch die Flucht entzog.

In seinem — der Zeit nach — ersten Briefe sagt Holstenius, der „Zusubrische“ (d. h. Mailändische) „Apotheker“ sei offenbarer Kegererei und dringenden Verdachtes von Giftmischerei wegen verfolgt worden, während er die Frechheit habe, zu behaupten, er habe die Gnade des Papstes verloren, weil er sich über den

Lebenswandel und die theologischen Meinungen desselben allzu freimüthige Aeußerungen erlaubt habe. Dies sei, fügt Holstenius hinzu, eine schändliche Verleumdung, da der Papst (Fabio Chigi) während der langen Jahre seiner Nuntiaturs in Deutschland stets durch die Reinheit seines Lebenswandels gegläntzt habe.

Noch deutlicher spricht sich Holstenius in seinem zweiten Briefe, vom 23. Oktober 1660, aus. In demselben heißt es: „Sobald hier bekannt wurde, daß sich der Betrüger Borri aus den katholischen Landen entfernt und nach Straßburg“ (wo Böcler Professor war) „geflüchtet hat, um sich unter den Schutz der Stadt zu stellen, kamen Diejenigen, welchen das Wohl Straßburgs am Herzen liegt und die Schlechtigkeit des Menschen bekannt war, zu der Ueberzeugung, daß sein Aufenthalt daselbst nicht von langer Dauer sein könne: konnte es doch nicht fehlen, daß er selbst zu seinem eigenen Verräther werden würde. Ich vernehme, daß dies nun wirklich geschehen ist, und bedaure, daß ein braver Gelehrter seitens des schändlichen Verleumders Unannehmlichkeiten zu erfahren gehabt hat. Wie peinlich Dir nun auch diese Angelegenheit sein mag, so ist sie doch im Grunde unbedenklich, da Dein Ruf viel zu hoch steht, als daß er durch die Bemühungen jenes verruchten Schwindlers Schaden zu leiden vermöchte; ja, er wird, wenn alle jene Verleumdungen zurückgewiesen sind, in nur noch hellerem Lichte strahlen.“

„Allerdings kann ich mich nicht genug darüber wundern, daß unsere deutschen, nun schon so oft betrogenen Fürsten die Betrügereien derartiger Schelme immer noch nicht sofort durchschauen: sie lassen sich goldene Berge versprechen, um dann wie goldene Schafe geschoren zu werden.“

Im Folgenden erwähnt der Brieffschreiber, daß Borri jedenfalls gelogen habe, wenn er in Straßburg erzählte, die Königin Christina von Schweden wolle nichts mehr von Böcler (der früher Professor an der Universität Upsala gewesen war, diese

Stellung aber wegen verschiedener Mißthelligkeiten aufgegeben hatte) wissen. Holstenius versichert Böcler, die Königin erwarte vielmehr mit Ungeduld die von ihm (Böcler) vorbereitete neue Ausgabe des Geschichtschreibers Josephus. — Uebrigens dürfte sich Holstenius in doppelter Beziehung getäuscht haben; denn einmal war Christina damals längst in diejenige Periode ihres Lebens eingetreten, in welcher sie die früher so warm verehrten Klassiker mit unverhohlener Gleichgültigkeit betrachtete und ihr nichts gleichgültiger war, als die Verbesserung eines griechischen Textes, und andererseits würde Borri schwerlich später — wie gleich zu erwähnen sein wird — bei Christina Zutritt gefunden haben, wenn er ihr früher in Rom nicht näher getreten und in dauernder Verbindung mit ihr geblieben wäre.

Der sonstige Inhalt des Briefes bezieht sich auf die in Rom gegen Borri angestrengte Kriminaluntersuchung wegen Giftmischerei und Hexerei, Anklagen, deren erste Holstenius seiner Stellung und Entwicklungsgeschichte entsprechend ebenso ernst nehmen mußte, als uns die zweite komisch erscheint, da Borri gar nicht beschuldigt wurde, aus dem gewissermaßen platonischen Gifstudium zum Nachtheile irgend Jemandes in die Praxis übergegangen zu sein. Hierüber fügt Holstenius mehrere Aktenstücke bei, in deren abschriftlichen Besiz er leicht kommen konnte, weil sein Patron Francesco Barberini, Bischof von Porto (d. h. Porto d'Anzio), Vorsitzender der aus zehn Kardinälen bestehenden Inquisitionskongregation war.

Das wichtigste der erwähnten Aktenstücke ist wohl ein notarielles, italienisch abgefaßtes Instrument. Es lautet seinem wesentlichen Inhalte nach in der Uebersetzung folgendermaßen.

„Da dem Tribunale Seiner Eminenz des Herrn Kardinalvikars am 12. August 1659 die Anzeige zuging, daß Guiseppe Palma in einer Bodenkammer des Hauses, welches er mit seiner Ehefrau Katharina bewohnt, Geräthschaften aufbewahrt, welche

zur Anfertigung von Münzen bestimmt sind, ebenso zahlreiche giftige Flüssigkeiten, so wurde von dem Kriminallieutenant des erwähnten Kardinals eine Haussuchung, und, falls das Resultat danach sein sollte, Beschlagnahme angeordnet.

„Unmittelbar nach Erlass dieses Befehls begab sich der Substitut des Fiskals mit einem Notar und seinen Leuten in die Behausung des erwähnten Palma. In Gegenwart der Ehefrau deselben und zweier Zeugen wurde eine Haussuchung vorgenommen. In der Bodenkammer wurden Retorten, sowie große und kleine Flaschen vorgefunden, darunter hundert und eine Flasche, welche mit verschiedenen Flüssigkeiten angefüllt waren. Theils waren sie offen, theils mit Glasstöpseln verschlossen. Außerdem fanden sich Schachteln mit allerhand Pulvern, Dreifüße mit vier Beinen (*trepiedi da quattro gambe*), Destillirgefäße aus Blech, Kohlenbeden und ähnliche Dinge vor. Der gesamte Befund wurde in Gegenwart der erwähnten Zeugen in Kisten verpackt, verschlossen, versiegelt und den Zeugen zur Aufbewahrung übergeben.

„Am folgenden Tage verfügte der Richter auf Antrag des Fiskals, die Sache solle in Erwägung gezogen werden. Die Kisten wurden in Gegenwart der Zeugen geöffnet, der Inhalt als aus der tags vorher vorgenommenen Haussuchung stammend, anerkannt, und ein Arzt, ein Wundarzt und ein Apotheker als Sachverständige zugezogen, um dem Gerichtshofe Auskunft über die Eigenschaften der beschlagnahmten Dinge zu gewähren.“

Wir übergehen die Aufzählung der einzelnen Inventarstücke und erwähnen zunächst, daß der Arzt zwei Stücke Antimon, eine Schachtel mit Alaun, eine andere mit Eisenfeilspänen, eine dritte mit Schwefelblume, sowie etwas Quecksilber und Calomel unter den beschlagnahmten Gegenständen fand. Die Flüssigkeiten erklärte er, erst untersuchen zu müssen, ehe er imstande sei, ein Urtheil darüber abzugeben. Wundarzt und Apotheker schlossen sich, wie billig, diesem Gutachten an.

„Darauf wurde“ — so heißt es weiter — „alles wieder eingepackt und versiegelt und zu dem Verhöre Katharinas geschritten. Sie sagte aus, daß ihr Ehemann die beschlagnahmten Gegenstände im Jahre 1658 aus der Wohnung des Francesco Borri in die seinige habe bringen lassen. Er habe dies aus Freundschaft für denselben gethan, nachdem sich Borri nach Mailand zurückbegeben hatte. Sie wisse nicht, aus welchem anderen Grunde ihr Ehemann die erwähnten Gegenstände in seine Wohnung hätte schaffen lassen sollen, da er sich niemals selbst mit denselben beschäftigt habe. Daß sich Borri mit denselben zu schaffen gemacht habe, wisse sie allerdings; besonders habe er Flüssigkeiten destillirt, und dabei sei ihm Palma zur Hand gegangen. Ihr Mann habe ihr mitgetheilt, daß ihn Borri vor seiner Abreise nach Mailand gebeten habe, die erwähnten Gegenstände in seine Obhut zu nehmen. Palmas selbst hat man noch nicht habhaft werden können, da er sich in die Kirche San Pietro in Vincola geflüchtet hat. Seiner Frau und seiner Schwägerin ist Hausarrest auferlegt worden. Das Verfahren wird weiter fortgeführt.“

Indes war die Untersuchung wegen Giftmischerei erst die Folge eines früher angestregten Prozesses. Am 20. März 1659 richtete nämlich die aus zehn Kardinälen bestehende Inquisitionskongregation ein langes — ebenfalls von Holstenius mitgetheiltes — Schreiben an zahlreiche kirchliche Würdenträger, worin dieselben aufgefordert wurden, Francesco Giuseppe Borri vor ihren Richterstuhl zu laden, ihm selbst aber befahlen, sich ihnen binnen dreimal dreißig Tagen zu stellen, um sich gegen die Anklage der Ketzerei zu vertheidigen. Da der Aufenthaltsort des Angeklagten unbekannt war, so wird verfügt, er solle sich durch eine an drei Orten in Rom — darunter wurden in erster Linie die Thüren der Basilika des Apostelfürsten, das heißt der Peterskirche, genannt — angeheftete Citation ebenso vorgeladen

erachten, als wenn er den Befehl persönlich entgegengenommen hätte.

Da sich Borri nicht stellte und aus dem katholischen Machtbereich entflohen war, so verhängte die Inquisition ihrer Drohung gemäß die „größere“ Exkommunikation über ihn. Darauf bezieht sich das letzte, dem Professor Böcker übersandte Altentstück: es ist die gedruckte Bekanntmachung, daß der Inculpate exkommuniziert ist, unterzeichnet von Giovanni Lupo, Notar der „heiligen allgemeinen Römischen Inquisition“ und angeheftet an die Thüren der Hauptkirchen der Stadt Rom.

In seiner Vaterstadt verstand es Borri, Jünger um sich zu sammeln, denen er in geheimen Zusammenkünften allerhand wunderbare Dinge enthüllte. Er stellte eine allgemeine Kirchenverbesserung in nahe Aussicht, behauptete, der Erzengel Michael unterstütze ihn in ganz besonderer Art, und schwor darauf, ihm selbst sei es beschieden, an der Spitze eines Heeres von Gläubigen die Welt im Glauben zu einigen.

Aber er ging in seinen Irrlehren noch weiter: seine Kezerei war dabei um so gefährlicher und mußte der Inquisition um so strafwürdiger erscheinen, je enger er sich in der Entwicklung seiner dogmatischen Phantastik an die Lehren der katholischen Kirche angeschlossen.

Er behauptete, die Jungfrau Maria sei in Wirklichkeit göttlich und mit dem heiligen Geiste eins, da schon ihre Mutter, die heilige Anna, vom heiligen Geiste empfangen habe. Diejenigen Priester, welche seiner Lehre angingen, ermahnte er darauf hin, die Jungfrau Maria bei dem Messopfer anzubeten; denn eben auch die Jungfrau Maria war seiner Behauptung nach im Fleische bei dem Sakramente des Abendmahls zugegen. Der Fall Lucifers sollte darin bestanden haben, daß er Jesus und Maria nicht hatte anbeten wollen. Einige aus Lucifers Gefolge sollten bei seinem Sturze in der Luft hängen geblieben

sein, worauf dann Gott aus ihnen die Elemente und die Thiere geschaffen habe. Deshalb also sei die Thierseele sterblich, weil sie aus oder zugleich mit den bösen Geistern geschaffen worden sei. Wie Gott dem Apostel Paulus die Kraft verliehen habe, den Apostel Petrus zu strafen, so habe Paulus weiterhin diese Kraft ihm, Francesco Guiseppe Borri, mitgetheilt: dieser letzte Satz war offenbar das Aergste, was Borri überhaupt äußern konnte, weil er sich damit über die Autorität des Nachfolgers auf dem Stuhle Petri hinwegsetzte. In denselben Gedankenkreis gehörte es ferner, daß er die ihm selbst zu theil gewordene Erleuchtung durch Auflegung der Hände seinen Schülern mittheilen zu können behauptete.

Borri beschränkte sich jedoch keineswegs auf theoretische Belehrung und dogmatische Verführung; die Dinge dieser Welt erschienen ihm, wie so vielen Grüblern und Phantasten außerordentlich begehrenswerth; sein Biograph behauptet sogar, daß er von seinen Anhängern das Gelübde der Armuth und die Ablieferung alles Geldes verlangte, welches sie etwa besaßen. Auch verschmähte es der Prophet nicht, die Sorgen auf sich zu nehmen, welche ihm die Aufbewahrung der abgelieferten Gelder auferlegte. Eine der dringendsten Ermahnungen, die er den Gläubigen zu theil werden ließ, war die, alles ihnen Anvertraute mit unverbrüchlichem Stillschweigen zu bedecken. Wirklich scheint denn auch das Geheimniß seitens der Schüler verhältnißmäßig lange bewahrt worden zu sein.

Aber es ist eine alte Erfahrung, daß Leute vom Schlage Borris gerade selbst der Inquisition die Waffe liefern, mit welcher sie später angegriffen werden. Derartige Apostel sind häufig von einer wahren Schreibwuth ergriffen, und jeder will sein Evangelium schriftlich fixiren. Freilich rehabilitiren sie sich durch diese Unvorsichtigkeit bis zu einem gewissen Punkte in den Augen der Nachwelt, denn kein gewöhnlicher Schwindler würde

sich zu derartigen Aufzeichnungen herbeitassen; wenn es Borri lediglich um Gelderwerb zu thun gewesen wäre, so hätte er sich die Mühe sparen können, seine Lehren nicht nur brieflich außerhalb Mailands zu verbreiten, sondern sie auch mehreren seiner Jünger zu diktiren. Als er dann endlich Wind davon bekam, daß die Inquisition aufmerksam auf die neue Sekte wurde, ließ er sich seine Diktate zurückgeben und brachte sie in einem Mailänder Nonnenkloster unter, wo sie dann später von dem Beamten der Inquisition gefunden, mit Beischlag belegt und zur Instruktion des Prozesses gegen den Propheten benutzt wurden.

Borri pflegte zu behaupten, er werde durch einen Stern, den er auch mit geschlossenen Augen zu sehen vermöge, vor jedem ihn bedrohenden Unglück gewarnt; die Inquisition verhaftete einige seiner Mailänder Anhänger, ohne daß es jedoch scheint, daß dieselben über ihren Herrn und Meister, wenigstens vorläufig, Aussagen gemacht hätten. Jedoch gab er zu verstehen, augenblicklich habe er keine besondere göttliche Eingebung. Er bedauerte diesen Mangel um so aufrichtiger, als er gerade jetzt im Begriffe gewesen war, mit der Errichtung der neuen Gottes-herrschaft Ernst zu machen.

Was nun folgt, klingt in der Erzählung von Borris Biographen wie leere Phantasterei, hat aber vielleicht einen sehr ernstesten thatsächlichen Hintergrund gehabt. Borri hatte nämlich angeblich seinen Anhängern versprochen, er wolle dem Volke auf dem Plage vor dem Mailänder Dome in längerer Rede all das Schlimme auseinandersetzen, was die Bevölkerung unter der spanischen Herrschaft an Leib und Seele zu ertragen hätte. Dabei hätte er geglaubt, seine Anhänger so mit sich fortreißen zu können, daß er an ihrer Spitze nach dem Palaste des Erzbischofs ziehen, seine in demselben inhaftirten Anhänger befreien, den Erzbischof ermorden, dann mit dem Gouverneur dasselbe vornehmen und endlich sich selbst zum Herzoge ausrufen lassen könnte.

Sollte der alte, nie ganz gebeugte Ambrosianische Troj in der Bevölkerung soweit wieder erwacht gewesen sein, daß Borri auf einen Ausbruch gegen Spanien rechnen konnte und Anhänger gewonnen hatte, deren Hülfe ihm die Verwirklichung seiner hochfliegenden Pläne als möglich erscheinen ließ? Eine Nachricht aus seinem späteren Leben, die weiter unten zu erwähnen sein wird, legt den Glauben nahe, daß Pläne nationaler Wiedergeburt und Abschüttelung der Fremdherrschaft in denjenigen Tiefen seiner Seele schlummerten, welchen der Stein der Weisen und die Goldmacherei an dem anderen Pole seines inneren Lebens entsprachen.

Inzwischen war Borris Prozeß in Rom weiter geführt und er endlich in *contumaciam* verurtheilt worden. Am 3. Januar 1661 wurde sein Bild durch ganz Rom gefahren und endlich auf Campo di Fiore, an derselben Stelle, wo die Flammen von Giordano Brunos Scheiterhaufen verzehrt hatten, was an einem der tiefsten Denker jener Zeit Sterbliches war, an den Galgen gehängt und schließlich mit denjenigen seiner Schriften, deren man habhaft werden konnte, verbrannt.

Borri selbst hatte sich längst in Sicherheit gebracht; während seine Mailänder Anhänger ihren Irrglauben auf einem vor dem Dome errichteten Gerüste öffentlich abschwören mußten, um dann nach Rom in den Kerker der Inquisition gebracht zu werden, wo sie, wie die im Jahre 1681 herausgegebene Lebensbeschreibung sagt, „wenn sie nicht gestorben sind, noch heute schwachen“ — eilte er, wie behauptet worden ist, zuerst nach Padua und dann nach Straßburg. Hier erhielt er die Nachricht von der in Rom vorgenommenen Exekution und behauptete in Wiederholung einer alten Prahlerei, sich genau darauf besinnen zu können, daß er niemals in seinem Leben so stark von Frost gelitten habe, als eben am 3. Januar 1661.

Als Opfer der Inquisition fand Borri in Straßburg

Entgegenkommen und gute Aufnahme, und erwarb sich durch seine chemischen Experimente und medizinischen Kenntnisse, wie es scheint, reichliche Mittel zum Leben. Trotzdem begab er sich noch in demselben Jahre nach Amsterdam, wie sein Biograph sagt, um in der größten und reichsten Handelsstadt der damaligen Welt seinen Durst nach Ruhm und Gold zu befriedigen, — wie wir aus dem Briefe des Hofstenius entnehmen können, auch wohl deshalb, weil er sich durch seine Stellung dem hochangesehenen Böcler gegenüber in Straßburg unmöglich gemacht hatte: welsch ein Gegensatz! Böcler, ein unendlich eifriger akademischer Lehrer, belohnt für sein emüßiges Betreiben der blöden philologischen Kritik und der gläubigen Polyhistorie jener Zeit durch eine Pension des Königs Ludwig XIV. von Frankreich, ebenso wie durch den lauten Beifall der deutschen Gelehrtenwelt, das typische Vorbild eines Wagner, — und jener Faust, der nichts auf Erden und im Himmel kennen wollte, das seinem Drange zu widerstehen vermocht hätte.

Möglicherweise ist auf einen Aufenthalt Borris in Padua nur aus einer mißverstandenen Stelle eines Briefes geschlossen worden, welchen er am 16. Februar 1661 aus Straßburg an einen ungenannten Professor der Philosophie an der Universität Padua gerichtet hat. Da er in diesem Briefe sagt, er habe sich mit seinem Korrespondenten viel über philosophische Gegenstände in Mailand* unterhalten, so wäre es zum mindesten seltsam, wenn er in diesem Zusammenhange Padua nicht erwähnte, falls er sich überhaupt dort aufgehalten hätte.

Von der Gesinnung, in welcher dieser 137 Duodezseiten umfassende Brief geschrieben ist, giebt folgende Stelle des Eingangs den deutlichsten Begriff:

„Einigen Trost für das Ungemach, mich mit Ihnen nicht

* P. 192 . . . la gratissima presenza di V. S. . . . in Milano . . . mentre ambidue si (fies ci) ritrovassimo in quella Città.

unterhalten zu können, finde ich in den häufigen Unterhaltungen mit einigen deutschen Gelehrten, deren Wissen ebenso tief, als ihre Grundsätze von den unserigen verschieden sind, so daß ich es aussprechen muß, daß uns die Jesuiten in ihrem philosophischen Unterricht mit völlig falschen Ansichten erfüllen: anders kann ich nämlich die Narrheiten des Aristoteles nicht bezeichnen, nachdem ich dieselben mit aller Kraft gegen die erwähnten Gelehrten vertheidigt habe, jedoch derartig, wie man zu sagen pflegt, in den Sack gesteckt worden bin, daß ich mich nothgedrungen auf ihre Seite geschlagen habe. So bedaure ich es denn auf das lebhafteste, daß sich die neue französische Philosophie nicht in Italien vertreten läßt, da dieselbe viele Männer, wie Sie selbst, die Wahrheit eifrig suchen, von ihren Irrthümern zurückbringen würde.“

Der größte Theil des Briefes ist heute ohne besonderes Interesse, da er hauptsächlich die Ansicht weiter ausführt, welche Descartes aufgestellt hatte, ohne denselben jedoch zu nennen, wonach die Thiere ohne Empfindung und Seele, vielmehr nichts als Maschinen waren. Dagegen verdient folgende Stelle S. 218 Beachtung:

„Aus den irrigen Eindrücken und Anschauungen der Kindheit erklärt es sich, daß viele Philosophen der Seele, den Engeln und Gott selbst körperliche Ausdehnung beigelegt haben, ebenso wie sie für die Seelen eine besondere Gestalt annahmen, indem sie dieselben für rund ausgaben. Hat doch Fabri in seiner Metaphysik behauptet, die Engel könnten sich undurchdringbar (impenetrabile) machen ebenso wie die Körper. „Dies würde,“ fährt Borri fort, „unserem Auffassungsvermögen die Vorstellung einer vierdimensionalen Größe gewähren (una dimensione di quattro piedi), die zugleich rund und durchdringlich ist, und einem Körper ganz ähnlich wäre, da ja ein derartiger Geist roth, grün oder blau sein könnte, wie die

Lichtstrahlen bei der vorausgesetzten Undurchdringlichkeit eines Engels zurückgestrahlt werden und eine Farbenempfindung hervorbringen müßten.“

So urtheilten in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts die Männer, welche den Stein der Weisen suchten und Gold machten!

Borri war offenbar viel zu klug, um den Leuten bei jeder Gelegenheit mit dem Steine der Weisen zu kommen. Dieses werthvolle Geheimniß sparte er, wie es scheint, nur für besonders günstige Gelegenheiten und für Personen auf, die sich wunderempfindlicher zeigten als die gemeine Alltagswelt. Ebenjowenig ließ er, soweit man sieht, auch nur eine Silbe von seiner Dogmatik verlauten; vielmehr hatte er für Amsterdam etwas in Bereitschaft, was, wenn man jene Zeit mit der Gegenwart vergleicht, dort stets ganz besonders zugkräftig ist: er trat als berühmter Arzt auf, der alle möglichen Krankheiten zu heilen im Stande war. Fürsten und vornehme Leute aus aller Herren Länder kamen nach Amsterdam, um sich in die Behandlung des unfehlbaren Heilkünstlers zu geben. Er machte solches Stück mit seinen Kuren, daß er sich nur in einer prächtigen Karosse und umgeben von einer zahlreichen Dienerschaft sehen ließ. Die Stadtvertretung ernannte ihn zum Ehrenbürger, die reichsten Familien bewarben sich um seine Gunst, und er schien, gerade so wie ein anderer italienischer Abenteurer hundert Jahre später, die Auswahl unter den Töchtern des Landes zu haben, — da kam der Krach. Borri trieb so großen Luxus, daß er zur Befriedigung seiner Verschwendungssucht große Summen geborgt hatte. Einige seiner Kuren schlugen fehl, die Gläubiger drängten ihn, und Borri sah sich genöthigt, bei Nacht und Nebel aus Amsterdam zu entfliehen. Es gelang ihm glücklich zu entkommen, und zwar beladen mit Diamanten, die er dem einen Theile seiner Gläubiger, und versehen mit Reisegeld im Betrage von

mehr als zwölftausend Dublonen, die er dem anderen abgeschwagt hatte.

Die holländischen Behörden erließen Steckbriefe hinter ihm, aber vergeblich. Es kam — wenigstens vorläufig — nicht heraus, wohin er geflohen war; er hatte sich nämlich insgeheim nach Hamburg begeben, wo er sich unter den Schutz der Königin Christina von Schweden stellte, welche sich damals in Hamburg aufhielt. So erzählt der Biograph. Erklärlich wird die glücklich bewerkstelligte Flucht und das Fehlschlagen der Bemühungen seitens der Holländer, seiner habhaft zu werden, erst daraus, daß er, wie aus dem Schreiben des Lucas Holstenius an Böcker — wenigstens indirekt — hervorgeht, die Königin schon früher in Rom gekannt hatte. Einen beliebigen, ihr ganz fremden Abenteurer würde sie schwerlich überhaupt vorgefassen haben; nahm sie ihn aber unter ihr Gefolge auf, so war er vor den Nachstellungen seiner Gläubiger sicher.

Bekanntlich erfreute sich die Tochter Gustav Adolfs einer sehr guten Gesundheit, der Wundermann konnte ihr also in ärztlicher Beziehung nichts nützen. Ein unglückliches Verhängniß hatte einen unbezähmbaren Feuergeist in den Körper eines Weibes gebannt; während der Mann in den Mächten dieser Welt die Schranken erkennt, die er verrücken, aber nicht überspringen kann, glaubte Christina die ganze Welt zum Spielball ihrer Laune geschaffen; mit Wissenschaft und Staatskunst hatte sie angefangen; nach dem Ernst kam der Spas, und was sie früher in Begeisterung verfeßt hatte, verhöhnnte und verspottete sie später mit der barbarischen Frechheit, die sie während ihres ruhelosen Wanderlebens in den Ländern des civilisirten Südens zur Schau trug. Dann kam die Religion an die Reihe, bis sie auch der Frömmigkeit müde wurde und sich den Leidenschaften in die Arme warf, die in Fontainebleau in dem blutigen Schauspiele zum Ausbruch kamen, welches die Welt ihren Namen

nur mit Schauern nennen ließ. Nur eins war ihr noch übrig: der Blick in jene Tiefen, welche die Kirche ihren Gläubigen verschloß, die Beschäftigung mit der Kunst der Künste, die dasjenige Metall in verschwenderischer Fülle versprach, dessen die Königin auf den phantastischen Irrfahrten ihres verfehlten Lebens nur allzusehr bedurfte.

Borri legte seine ärztliche Kunst für passendere Gelegenheiten bei Seite, verwandelte sich wieder in den Adepten und versprach der Königin, den Stein der Weisen zu finden. Christina verwandte viele tausend Thaler auf die Manipulationen, mittelst deren der Wunderstein hergestellt werden sollte, nachdem ihr Borri durch einige gelungene Experimente eine unwiderstehliche Sehnsucht nach der Offenbarung des Geheimnisses eingeflößt hatte. Vielleicht war es ein Glück für Borri, daß sich die Königin niemals längere Zeit einem und demselben Gegenstande zuzuwenden pflegte, auch wenn er in das Gebiet fiel, in welchem ihre augenblickliche Laune umherschweifte, denn sonst dürfte ihr das langsame Tempo, in welchem sich die Vorbereitungen zur Herstellung des Steines der Weisen bewegten, das Gewissen für die Erwägung geschärft haben, wie unrecht es eigentlich war, den Wundermann mit seinen Diamanten und Dublonen seinen Gläubigern vorzuenthalten, und sie hätte ihn vielleicht dem Rathe der Stadt ebenso kaltblütig zur Verfügung gestellt, wie sich später der deutsche Kaiser seiner entledigte.

Sobald also die von ewiger Unruhe gepeinigete Schwedenkönigin Hamburg verließ, machte sich auch Borri auf den Weg. Er ging nach Dänemark; an den königlichen Hof dürfte ihm Christina eine Empfehlung mitgegeben haben. Hier war alles Feuer und Flamme für den Stein der Weisen. König Friedrich III. wies Borri ein Haus bei Christianstadt zum Laboratorium an. Zwei Jahre lang experimentirte er in demselben, indem er bedeutende Summen verschwendete.

Endlich war der Augenblick gekommen, in welchem sich das große Geheimniß den Gläubigen zeigen sollte. Da entstand eine Schwierigkeit: der König wollte die Sache innerhalb, nicht außerhalb der Stadt vor sich gehen sehen, der Wundermann dagegen konnte oder wollte kein neues Laboratorium bauen. Endlich fand sich ein Ausweg: das Haus, in welchem sich das Laboratorium befand, war von Holz; es wurde also auf Rollen gesetzt, an die Stadtmauer herangeschoben und schließlich in einer nicht näher erläuterten Weise mit ungeheueren Kosten über die Mauer in die Stadt hineingeschafft. Auf welche Weise diese ganze Angelegenheit zuletzt ablief, wird leider nicht berichtet.

Borris Stellung in Dänemark beruhte übrigens nur zum Theile auf den alchemistischen Wundern, die er ausführen zu können behauptete. Er hatte seine ärztliche Praxis wieder aufgenommen und zwar mit solchem Erfolge, daß der eingangs erwähnte Thomas Bartholinus jene enthusiastischen Briefe an ihn richtete, aus denen ersichtlich ist, daß Borri besonders durch seine augenärztliche Thätigkeit das größte Aufsehen erregt hatte. Aus Borris hierauf bezüglicher, in ausgezeichnetem Latein verfaßten Antwort setzen wir folgendes her:

„Ich hielt mich in Rom Studirens halber auf, als mir zu Ohren kam, daß der erlauchte Fürst Giovan Paolo Giordano Orsini die Augen verschiedener Thiere auf chirurgischem Wege wiederhergestellt habe, eine Kunst, welche ihn ein neapolitanischer, der Kriegerunruhen wegen in der Verbannung lebender Cavalier gelehrt hatte. Diese Nachricht regte mich dermaßen auf, daß ich nicht weiß, was ich darum gegeben hätte, um jenes Geheimniß kennen zu lernen. Inzwischen war der Neapolitaner aus Rom in sein Vaterland zurückgekehrt, so daß ich den Voratz faßte, lediglich zu diesem Zwecke nach Neapel zu reisen. Gerade zu dieser Zeit brach die Pest erst in Neapel und dann in Rom aus und zwang mich, nach meiner Vaterstadt Mailand

zurückzukehren: diejenigen sind also weit von der Wahrheit entfernt, welche behaupten, ich habe die ärztliche Kunst in Neapel ausgeübt, aber in unserer verderbten Zeit steht es dem Quaken im schmutzigen Sumpfe sitzender Frösche stets frei, durch ihre Lügen die Wahrheit zu verdunkeln.

Mein wechselndes Lebensschicksal führte mich aus Italien nach Deutschland und aus Deutschland nach Amsterdam.“ Bezeichnenderweise spricht Borri in diesem für die Oeffentlichkeit bestimmten Schreiben nur von seiner *sors varia*, während er in dem oben (S. 16) erwähnten Privatbriefe ganz offen den Verlust seines guten Namens durch die Verfolgungen der Inquisition (*la perdita della mia riputazione per le persecuzioni dell'Inquisizione*) erwähnt. „In Amsterdam,“ fährt er fort, „besuchte mich ein feingebildeter englischer Baronet (Eques), Namens Robert Southwell,* dem ich mehrere wichtige chemische Experimente zeigte. Aus Dankbarkeit nahm er jene wunderbare Operation nicht nur eigenhändig mit den Augen einer Gans vor, sondern theilte mir auch mit, welcher Flüssigkeit er sich dabei bediente, und zwar nach Anleitung eben jenes Neapolitaners, mit dem er zufällig in demselben Gasthose in Florenz gewohnt hatte. Dieselbe wird aus den Blättern des Schellkrautes, und zwar, um die Fäulniß zu verhindern, unter Zusatz von einem Gran Kampfer gewonnen. Dies ist das ganze, mir von Sir Robert Southwell mitgetheilte Geheimniß.“

Ob der englische Arzt wegen seiner Verdienste Baronet geworden war — möglicherweise waren die Engländer den kontinentalen Nationen schon damals in der Anerkennung ärztlicher Charlatanerie weit voraus — oder ob er zu der bekannten katholisirenden und jesuitirenden Familie Southwell gehörte und Eques auch hier nur Kavaliere bedeutet, ist ziemlich gleich-

* Dieser Familienname ist offenbar gemeint: im Originale steht Sothuel.

gütig; auffallend kann im ersten Augenblicke die Offenheit erscheinen, mit welcher Borri die Zusammensetzung seines kostbaren Arcanums darlegt. Die Sache erklärt sich jedoch einfach daraus, daß er, was ihm Jeder gern glauben wird, als eine der wesentlichsten Vorbedingungen zum glücklichen Gelingen einer Augenoperation die Leichtigkeit der Hand des Operateurs hinstellt.

Darauf folgt dann die Beschreibung der wunderbarsten Kuren, wobei er die Zusammensetzung einer Salbe angiebt, die noch weit heilkräftiger sein sollte als das Schellkraut, und deren Zusammensetzung hauptsächlich dadurch interessant ist, daß sie dann am wirksamsten war, wenn ihr ein halbes Pfund feines Gold beigemischt wird. Bei seiner sonstigen Offenheit hätte Borri vielleicht hinzusetzen sollen, in welchem Verhältniß dieses halbe Pfund zu den sonstigen Bestandtheilen seines Medicamentes stehen mußte; es dürfte anzunehmen sein, daß er dieses Verhältniß je nach der Schwere des Falles und der Zahlungsfähigkeit des Patienten variiren ließ. Dabei constatirt er mit mittheilendem Achselzucken, daß die meisten Chemiker von einer derartigen Verwendung des Goldes nichts wissen wollten, während er sie doch auch in anderen Krankheiten, besonders Scharlachfieber und Ausschlag, mit dem besten Erfolge angewandt habe.

Während der König von Dänemark dem Adepten nicht nur alles glaubte, was er ihm von alchemistischen Wundern versprach, sondern auch in Regierungs- und sonstigen weltlichen Angelegenheiten seinem Rathe folgte, verhielt sich der Adel des Königreiches mit dem Kronprinzen an der Spitze wesentlich anders. Trotz der, wie es scheint, wirklich hohen Achtung, welche er als Arzt genoß, konnte man es doch nicht gleichgültig mit ansehen, wie wenig jeder Andere bei Hofe im Vergleiche mit dem verdächtigen Abenteurer galt. Lange Zeit indes schlugen alle Versuche fehl, ihn aus seiner Vertrauensstellung beim Könige zu verdrängen, bis Borri freiwillig das Feld räumte, als er

über die Absichten ins Klare kam, welche der Kronprinz für den Fall hegte, daß er zur Regierung gelangte, — ein Ereigniß, daß bei der schweren Erkrankung Friedrichs III.* in naher Aussicht stand.

Der Prinz dachte gar nicht daran, Borri seinen holländischen Gläubigern auszuhändigen; er wollte ihn einfach ins Gefängniß werfen lassen, — gewiß das praktischeste Verfahren einem solchen Arzte und Adepten gegenüber, der seine Doppelthätigkeit ebensowohl im Gefängnisse wie auf freiem Fuße ausüben konnte, und dem man, wenn seine Goldmacherei glückte, die großen Summen, um welche er den dänischen Staatschatz erleichtert hatte, mit Bucherzinsen wieder abnehmen zu können hoffte.

Wohin sollte er fliehen? In den katholischen Ländern drohte ihm die Inquisition, in den protestantischen seine Gläubiger und die allmählich wohl überall verbreitete Meinung, daß seine Kuren und Goldmachereyexperimente ebenso theuer in der Ausführung als ungewiß in ihren Resultaten waren. Es blieb ihm also nur noch die Türkei übrig, und dahin machte er sich denn auch auf den Weg, begleitet von seinen treuesten Dienern und versehen mit einer großen Summe baaren Geldes.

Glücklich gelangte er bis dicht an die türkische Grenze. Da wollte es sein Unglück, daß das Nachtquartier in der letzten österreichischen Ortschaft (am 13. Mai 1670) so schlecht war, daß Borri mit Vergnügen das Anerbieten des Besitzers derselben annahm, in seinem Schlosse statt in der elenden Dorfkneipe zu übernachten. Der Graf von Goldingen hatte gehört, daß ein großer Herr mit ansehnlichem Gefolge in seinem Dorfe übernachten wolle, und kam auf die Vermuthung, derselbe möchte zu den Berschwörern gehören, welche im Jahre 1667 unter

* Gestorben 9. Februar 1670.

Leitung Peter Brinyis und Christoph Traugipanis ein Komplott gegen Kaiser Leopold I. angezettelt hatten, und jetzt möglicherweise einzeln nach der Türkei zu entkommen suchten.

Arglos folgte Borri der Einladung. Nach dem Abendessen begleitete ihn der Graf in sein Schlafzimmer, und wußte ihm in geschickter Weise seine Pistolen wegzunehmen, so daß er als Waffe nur noch seinen Degen bei sich behielt. Als er am nächsten Morgen erwachte, rief er vergeblich nach seinen Dienern. Niemand erschien, um ihm beim Ankleiden behülflich zu sein. Wohl oder übel mußte er ohne Unterstützung aufstehen; sein erster Blick fiel auf die starken eisernen Stangen, mit welchen die Fenster verwahrt waren. Ebenso war die Thür durch ein dreifaches Schloß gegen jeden Oeffnungsversuch geschützt. Einen Diener des Grafen, der ihm Essen brachte, durchbohrte er mit dem Degen, so daß sich Niemand mehr in das Zimmer getraute. Da ließ ihm der Graf durch das Fenster sagen, wenn er verspreche, sich ruhig zu verhalten, so wolle er ihm Nahrung bringen lassen und seinen Leuten den Zutritt zu ihm gestatten. Darauf ging der Gefangene ein.

Bei der nächsten Gelegenheit fragte Borri nach dem Grunde, aus welchem er gefangen gehalten werde. Der Graf ließ ihn wissen, man glaube, er sei in der Verschwörung gegen den Kaiser verwickelt gewesen und wolle deshalb außer Landes gehen. Das war zu viel; nichts ist denn doch unangenehmer, als sich einer hinreichenden Zahl wirklicher Verbrechen bewußt zu sein, und trotzdem wegen einer Sache angeklagt zu werden, an der man in That und Wahrheit unschuldig ist. Wüthend rief er aus: „Ich bin Francesco Guiseppe Borri aus Mailand und komme aus Dänemark!“

Es war gewiß unvorsichtig von Borri, in einem streng katholischen Lande seinen Namen zu nennen, aber wie konnte er auch ahnen, daß derselbe durch einen unglücklichen Zufall

gerade demjenigen Manne zu Ohren kommen würde, der am genauesten über ihn unterrichtet war und das lebhafteste Interesse daran hatte, seiner habhaft zu werden?

Dem Grafen waren die Namen der Verschworenen nicht sämtlich bekannt und er war also außer stande zu sagen, ob Borri zu ihnen gehörte. Demnach mußte sich der Gefangene gedulden, bis Nachricht aus Wien kam. Zufällig überbrachte der Kurier dem Kaiser seine Depesche gerade in dem Augenblicke, wo derselbe dem päpstlichen Nuntius Audienz ertheilte. Sowie dieser den Namen Borri hörte, stellte er namens des päpstlichen Stuhles den Antrag, ihm den Wunderthäter auszuliefern.

Eine solche Kleinigkeit ließ sich nicht abschlagen; der Biograph Borri's fügt hinzu, der Kaiser habe dabei von dem Nuntius das Versprechen erwirkt, die Inquisition solle dem Gefangenen das Leben lassen, — ein Versprechen, welches sich nur dann erklären würde, wenn Borri dem Kaiser einen wichtigen Dienst geleistet hätte. Und wirklich soll er ihn, wie eine andere Nachricht besagt, bei der Audienz darauf aufmerksam gemacht haben, daß die in dem Zimmer befindlichen Kerzen vergiftet waren.

Endlich am 15. Juni desselben Jahres begann die Reise nach Rom. Der Weg mußte nothwendig durch das Gebiet der Republik Venedig gehen, und wenn der Biograph berichtet, daß Borri bei Gelegenheit seines Transportes in den venetianischen Staaten Silber in Gold verwandelte, so ist der Grund leicht ersichtlich. Die erlauchte Signoria der Republik war weit davon entfernt, gegen den päpstlichen Stuhl diejenige unbedingte Ehrerbietung zu empfinden, welche die katholischen Fürsten jenseits der Alpen dem Oberhaupte der Christenheit bewiesen; ein Mann, der Gold machen kann, hat überall seinen Werth, und Borri mochte hoffen, die Venetianer würden ihn entschlüpfen lassen,

oder geradezu mit Gewalt zurückhalten, um ihren Staatssehnsucht um eine neue Hülfquelle zu bereichern. Vielleicht hat die lange Zeit, welche Borri außerhalb Italiens zubrachte, seine Erinnerung an die heimatliche Denk- und Handlungsweise abgestumpft; jedenfalls fand er sich bitter getäuscht: wenn ein Prophet schon an sich in seinem Vaterlande nicht viel gilt, so haben besonders alle italienischen Goldmacher und Wunderthäter ihrem undankbaren Vaterlande stets den Rücken gekehrt, um im Norden Glauben und Anerkennung zu finden, — kurz, für Borri rührte sich keine Hand. Möglicherweise fand man auch das Material, mit welchem er jetzt operirte, zu theuer; denn während er früher Eisenfeilspäne verwandt hatte, nahm er jetzt Silber, um es in Gold zu verwandeln.

In Rom wurde er in dem Kerker der Inquisition eingeschlossen. Der wieder aufgenommene und wahrscheinlich auf die von Borri nach dem Kontumazurtheile begangenen Ketzereien ausgedehnte Prozeß dauerte länger als zwei Jahre. Endlich, im Oktober 1672 wurden die Akten geschlossen, der Angeklagte in die Kirche Santa Maria sopra Minerva gebracht und ihm in Gegenwart des Kardinalskollegiums sein Urtheil vorgelesen; ob auch dies innerhalb der Kirche oder auf dem Platze vor derselben geschah, wird nicht gesagt; da er jedoch während dieser Prozedur auf einem Schafott stand, und die Inquisition, so geheim auch das Verfahren selbst war, den Schlußakt mit möglichst großer Feierlichkeit und öffentlich vorzunehmen pflegte, so ist als wahrscheinlich anzunehmen, daß Borri sein Urtheil unter freiem Himmel vernahm. Hatte doch die heilige Behörde bei diesem Akte keine unliebsamen Eröffnungen zu befürchten, da die Art der Behandlung, welche die Angeklagten während der Untersuchung erfuhren, jeden Trost zu brechen, jede Widerstandskraft zu lähmen verstand.

Borri stand auf dem Schafott, indem er in den zusammen-

gefnebelten Händen eine brennende Kerze hielt. Unter der langen Reihe der ihm zur Last gelegten Verbrechen mußte er auch die Anschuldigung vernehmen, er habe sich zum Herzoge von Mailand machen wollen. Da richtete er die Augen zum Himmel empor und rief, indem sein alter Trost erwachte, laut aus, das sei eine Lüge. Bei diesen Worten warf er dem spanischen Kardinal von Porto Carrero einen wüthenden Blick zu. Vorher hatte ihn ein paarmal die Schwäche übermannt, und er war ohnmächtig hingesunken, was sein erbarmungsloser Biograph für Schauspielerei erklärt, während er doch ohne Frage alle Qualen der Folter zu erdulden gehabt hatte, weil, wenn er gleich alles Verlangte gestand, sein Prozeß unmöglich so lange dauern konnte, — aber dieser Vorwurf und der Anblick des verhassten Spaniers gaben ihm auf einen Augenblick die Kraft wieder: wie lebhaft mochte er sich in diesem Augenblicke der phantastischen Träume erinnern, welche ihm auch den Gedanken eingegeben hatten, der scheußlichen Fremdherrschaft ein Ende zu machen, welche auf dem reichsten Theile Italiens lastete! Schließlich wurde er zu lebenslänglicher Haft im Gefängniß der Inquisition verurtheilt.

Acht Jahre lang hatte er in seinem Gefängniß geschmachtet, da verfiel der französische Gesandte, Herzog von Estrées, in eine Krankheit, gegen welche die Kunst der Aerzte nichts auszurichten vermochte. Ein dem Herzoge befreundeter Kardinal erinnerte sich Borri's und ließ ihn aus dem Kerker an das Krankenbett bringen. Borri heilte ihn, was, wie sein Biograph sagt, doch wirklich seltsam war, wenn man bedachte, daß es einem Erzkler beschieden war, einen Todtgeglaubten wieder zum Leben zu erwecken! Zur Belohnung wurde er in die Engelsburg gebracht, wo er eine mildere Haft, Licht und Luft und die Freude genoß, ungestört seine alchemistischen Experimente fortsetzen zu können. Ja, er soll sogar die Erlaubniß gehabt haben, wöchentlich zweimal in Rom umhergehen zu dürfen.

Wahrscheinlich benahm er sich jetzt sehr klug und vorsichtig; wie weit er sich in den Augen der Welt rehabilitirt hatte, sieht man daraus, daß ihn die Königin Christina, als sie wieder in Rom lebte, mehrmals zu sich kommen ließ. Seinem Ruf konnte es nur zu gute kommen, daß er sich, als der Kardinal Alderano Cibo schwer erkrankte, weigerte, ihn zu besuchen, weil er behauptete, der Kardinal würde ohne seine Hilfe genesen. Und wirklich starb der Patient erst im Jahre 1700, im sieben- undachtzigsten Lebensjahre.

Borri hätte jetzt leicht aus seiner milden Haft entfliehen können, aber er pflegte Denen, die ihn in seinem luftigen Gefängnisse besuchten, zu sagen, er sei alt und wolle keinen Lärm mehr in der Welt machen. Nur einmal scheint die alte Lust zu Abentheuern wieder in ihm erwacht zu sein; denn er sprach davon, er wolle nach Konstantinopel gehen und dort Pascha werden. Doch gab er diesem Gedanken keine weitere Folge, sondern blieb ruhig auf der Engelsburg. Dort soll er denn auch im Jahre 1695 gestorben sein. Begraben wurde er in der Kirche Santa Maria Traspontina im Borgo Nuovo, dicht bei der Engelsburg.

Der persönliche Eindruck, den Leute wie Borri ausüben, ist gewöhnlich sehr verschieden von dem, welchen ihre Schriften machen. Eine mächtige Individualität wirkt ganz anders als der todte Buchstabe, zumal wenn die schriftlichen Aeußerungen solcher Geister sich an einen Wunderglauben der Mitwelt wenden, den die Nachwelt längst durch einen anderen Aberglauben ersetzt hat. Denn dem reinen Gedanken, mag er auch so verkehrt sein, verleiht der Gesichtsausdruck und das Auge des Sprechers einen Zauber und Einfluß, der für den späteren Leser verloren ist.

Borri hat eine Reihe wohlgemeinter, stets mit Beispielen aus der Geschichte des griechischen und römischen Alterthums besetzter, politischer Ermahnungen an den König von Dänemark

gerichtet, in welchen sich manche Stellen finden, die den Wunderthäter fast lieb gewinnen lassen. So heißt es z. B.: „Was eine Vermehrung der Staatseinnahmen durch die Käuflichkeit der Verwaltungsämter und Richterstellen anlangt, so darf man an derartige Einrichtungen, die nur zur Ausfaugung der Armen und zur Bereicherung der Reichen eingeführt wurden, gar nicht einmal denken. Wo sie bestehen, müssen sie sogleich aufgehoben werden, denn man muß der Tüchtigkeit doch wenigstens eine Thür offen lassen.“ Und dies schrieb Borri in derselben Zeit, in welcher im Kirchenstaat kein einziges Amt anders als gegen Kauf vergeben wurde!

Ebenso richtig ist sein Urtheil über das in manchen Theilen Italiens, besonders in den päpstlichen Staaten, vielfach angewandte System der sogenannten Monti, die etwa unseren Staatsanleihen analog waren. Dabei spricht er sich besonders gegen die Leibrenten aus, welche die Päpste in der Form gewährten, daß sie das ihnen übergebene Kapital des Leibrentners während seines Lebens mit acht bis acht ein halb Prozent verzinsten. In diesem Zusammenhange setzt er auseinander, es würde sehr viel besser sein, wenn derartig angelegtes Kapital für die Zwecke der Industrie und des Handels nutzbar gemacht würde.

Manche seiner Ermahnungen sind freilich durch den Gegensatz der Theorie zu seiner eigenen Lebensführung von unfreiwilliger Komik; so wenn er weitläufig auseinandersetzt, man dürfe niemals und unter keinen Umständen sein Wort brechen, obgleich ein großer Mann gesagt habe, es gebe drei Gründe, ein gegebenes Versprechen nicht zu halten, erstens, wenn man diese Absicht überhaupt nie gehabt hat, zweitens, wenn man sein Versprechen bereut, und drittens, wenn die Möglichkeit, es zu erfüllen, ausgeschlossen ist: den ersten Fall erklärt Borri für offenbare

Perfidie, den zweiten als Leichtsinns und Bestialität und für den dritten führt er das Beispiel eines rechtlichen Schuldners an, der sich freiwillig in den Schuldkerker begiebt.

Von allzu strikter Auffassung der Sittlichkeit ist übrigens Borri doch noch etwas entfernt, da er Ludwig XI. als Beispiel eines versprechenstreuen Mannes anführt, da er jenen, dem er sagen ließ, er brauche einen Kopf wie den seinigen, als er sich ihm zur Verfügung stellte, seinem Versprechen gemäß enthaupten ließ.

Aus eigenster Erfahrung sagt er an einer anderen Stelle: „Die Alchemisten versprechen unendliche Reichthümer, Parteihäupter und Reisende leichte Eroberungen von Königreichen und Provinzen, Ingenieure neue wunderbare Geschosse und uneinnehmbare Befestigungen, schändliche Beamte neue Methoden der Steuererhebung und Ausfaugung des Volkes: alle diese Anerbietungen können einen Fürsten, der es an Vorsicht fehlen läßt, zu schweren Irrthümern verleiten. Deshalb darf ein Fürst niemals weder sich leichtsinnig auf eine ihm vorgeschlagene Unternehmung einlassen, noch von vornherein einen Antrag ohne genauere Prüfung ablehnen.

Ueberhaupt — und in diesen Worten faßt er an einer anderen Stelle gewissermaßen seine ganze Lebensweisheit zusammen — muß Jeder nur das thun, was recht ist, und was ihm sein Ehrgefühl anbefiehlt. Ueber diesen Grundsatz darf man gar nicht erst streiten, und wer ihn bezweifeln wollte, würde nur zeigen, daß er vom Widerspruchsgeist beiseel, ja schlecht und verbrecherischen Charakters ist. Ebenso aber, wie Niemand aus irgend welchem Grunde eine schlechte Handlung begehen darf, muß er auch, wenn er etwas Gutes auszuführen im Begriff ist, erwägen, ob Zeit und Gelegenheit günstig sind, damit sein Vorhaben nicht etwa überflüssig und unnütz, ja schädlich und gefährlich ist.“

Merkwürdig ist auch in dem Fürstenspiegel Borris — denn

so darf man ihn wohl nennen — die Verbindung des Alterthums mit der Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit, wobei freilich jede Anspielung auf den Verfasser selbst und seine eigenen Erfahrungen vermieden wird. So erzählt er zur Warnung des Dänenkönigs weitläufig die aus Tacitus bekannte Geschichte des unglücklichen Schatzgräbers Cäsellius Bassus, und kann dabei die Leichtgläubigkeit Neros nicht genug tadeln, der sich auf jene leeren Hirngespinnste einließ und das römische Volk mit seiner Habucht ansteckte. „Da machte es,“ fährt er fort, „Cosimo dei Medici ganz anders; denn als ein gewisser Don Basilio ein Privilegium von ihm erbat, verborgene Schätze ans Licht fördern zu dürfen, antwortete er ihm, er solle ihm nur mittheilen, wo sich die Schätze befänden, dann würde er die Sache schon allein zu besorgen wissen.“



UNIVERSITY OF LONDON
WARBURG INSTITUTE

Joh. Jarchow
Buchbinderei
Hamburg

